

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 206.

Sonntag, 3. September.

1916.

## Frau Minchens Narretei.

(28. Fortsetzung.)

Humoristischer Roman von Käthe van Beeler.

(Nachdruck verboten.)

„Fang doch nicht wieder das alte Lied an, Fritschen! Du bist eigensinnig und halsstarrig wie'n Bod. Bleib jetzt man beim Alfons. Ich freu' mich doch, ihn kennen zu lernen, er muß auch ein bildschöner Mensch sein.“

„Na richtig, da hab'n wir's! Is die alte Frau schon jetzt in den bildschönen Menschen verliebt“, lachte Vater Fritsch launig auf. „Mineken, mit Speck fängt man Mäuse! Wer di man den Köder der Schönheit vorhält, der hat di gleich im Sack.“

„Na, Fritschen, darüber sollst du nicht reden, du hast ihn mir ja damals selbst vorgehalten.“

Sie sahen sich beide in die Augen und lächelten und Fritsch Niesel zwinkerte lustig mit den Wimpern und nickte geschmeichelt.

„Na ja, Mineken, is ja wahr, un jereut hat's di nich?“

„Nein, mein Fritschen, und siehst du, deshalb sollst du auch nicht so gegen Ludovika sein. Das ist doch auch so'n Fall. Unser Eugen hat mein Temperament und glaub' man, der wird auch glücklich.“

„Na, wollen seh'n, — da läuft der Gas' doch ganz anders!“ seufzte Fritschen, kraute sich den Kopf und fuhr dann fort: „Da is nu nichts mehr zu reden, un nu haben wir's mit 'm Alfons zu tun; denn soll der man kommen, bloß, Mineken, daß da nich nochmal die selbige Reschichte wird und uns're Fee sich nu auch in 'n schönen Spartanerjüngling verliebt! Gottsdonner, — wenn ich das wüßt, dann sollt' er bleiben, wo der Pfeffer wächst, verstehste mi?“

Plötzlich war ihm der Gedanke aufgestoßen und rakte ihn mit Schrecken. Seine Fee in die Familie! Wenn es auch seine eigene war, — aber gerade deshalb! Er kannte sie und fand es mehr als genug, wenn ein Ableger davon sich in seinen Acker verpflanzte. Sein rcines, prächtiges Mädchel!

„I wo, Fritschen! Die Fee ist ja wie 'n Eisklumpen, die kann sich ja gar nicht verlieben, denk' doch nicht so was“, mehrte Frau Minchen eifrig ab, und bei sich dachte sie, daß der schöne Mensch an ihrer Fee wohl auch kein Gefallen finden würde. Tat er es aber, dann sah sie es auch nicht als Unglück an, — ein guter Name, ein vornehmer Stand und ein schöner, ordentlicher Mann —!

Also wurde an Alfons geschrieben, daß er willkommen sei und ehe man sich versah, — er konnte kaum die Antwort in Händen haben — war er auch schon da.

„Sie kommen alle wie aus der Pistol' geschossen“, brummte der Onkel, sah aber doch mit Wohlgefallen auf den großen, schlanken Neffen, dessen wirklich bildhübsches Gesicht ihm selbst zwar etwas zu weiblich vorkam, seine Frau aber selbstverständlich in eine Art Bezauberung versetzte.

Na ja, ein verflirt hübscher Bursche war es ja, — freilich bei näherer Betrachtung meinte der Onkel, daß er doch weniger nach Spartaner- als nach lockerem Leben aussehe, aber Frau Minchen sagte diese Bemerkung gleich wieder als tödliche Beleidigung auf und beschuldigte ihren Fritsch der blinden Voreingenommenheit

gegen diese armen, schönen Kinder, die doch nichts dafür könnten, daß sie eine intrigante boshafte Mutter hätten, sondern denen man es doppelt hoch anrechnen müsse, daß sie unter solchen Händen unverdorben und tüchtig aufgewachsen wären.

Dazu pfiff Vater Fritsch höhnisch durch die Zähne, schwieg aber. Es war ja doch nur leeres Stroh gedroschen, wenn er sein Minchen mit Worten belehren und befehlen wollte. Die konnte nur durch eigenen Schaden klug werden und dazu würde es leider wohl doch noch einmal kommen.

Übrigens mußte der Onkel zugestehen, daß der Alfons wirklich ein angenehmer, amüsanter Kerl war, immer zu einem lustigen Wort, einem guten Trunk und einem Spielchen aufgelegt, nie ein Widerspruch, nie eine Unlust, sondern zu allem bereit und sich allem anpassend. Herrgottchen, warum konnte sein Eugen nicht wenigstens etwas von dieser elastischen, lebhaften und unternehmenden Art haben? Neben dem Schwager sah der Junge zu erbärmlich aus! Wie ein schwundfüchtiger Schulbub, trotz seiner Jahre und seines langen Körpers. Und drückte sich überall herum wie ein armer Schlucker, nur auf Ludovikas Blick und Lächeln und schon glücklich, wenn sie ihn nur anlächelte und ihm die Hand zum Kuß ließ. Schlappschwanz, — Schlappschwanz! Bis auf den einen Punkt, wo er gestanden hatte wie ein Fels und verlangt wie ein Herrscher. Der dumme, dumme Junge! Gerade am verkehrten Ende, gerade zu seinem Unglück einmal im Leben ein Mann gewesen!

Nur eines sah der Vater mit Vergnügen, — so willig und sklavenhaft sich Eugen auch von seiner schönen Braut kommandieren und schuhriegeln ließ, aber dem Schwager gegenüber, der gleich den selben Ton anschlagen wollte, hielt er ganz hübsch Distanz, zehn Schritt Entfernung und eine gewisse strenge Kühle.

Ja, bei den Kindern hatte der schöne Vetter nun mal kein Glück. Onkel Fritsch rieb sich schmunzelnd die Hände. Um sein Feechen brauchte er keine Sorge zu haben, die blieb fest in ihrer Abneigung gegen seine Familie, eifern fest, und sogar in steigender Potenz, einer war ihr anscheinend immer unangenehmer als der andere, und der elegante, blendende Vetter, der ihr mit sieghafter Diebenswürdigkeit entgegengetreten war, erlebte den sehr seltenen Fall, daß ein weibliches Wesen total unempfindlich gegen all seine bestechenden äußeren und inneren Vorzüge blieb.

Fee erstarrte zu Eis. Ihre abweisende Art hatte beinahe etwas Beleidigendes und die beiderseitigen Mütter, ihre sowohl wie die von Alfons, waren empört. Beide fühlten eine Enttäuschung über Fees unbegreifliches Benehmen und Frau Minchen hatte nichts Siligeres zu tun, als ihre unliebenswürdige Tochter vorzunehmen und ihr eine strenge Strafpredigt und Vorlesung über verwandtschaftliche und gastliche Pflichten zu halten.

Fee hörte stumm zu, bis die Lippen zusammen und rang die Hände ineinander. Die Bewegung kannte die Mutter noch aus den Kindertagen her. Wenn Fee diese Falte in der Stirne zog, den Mund so herb schloß und allen inneren Widerstand in den äußeren Drud der Finger legte, war mit ihr nie etwas auszurichten gewesen, sie nahm dann jede Strafe auf sich, ohne von dem, was sie getan hatte oder tun wollte, nur einen Schritt abzuweichen.

Auch jetzt blickte sie finster und entschlossen zur Mutter auf.

„Ich kann nicht anders, Mutter. Mir ist dieser Mensch zuwider, ja direkt zuwider. Es schüttelt mich innerlich, wenn er mir nahe kommt. Ich kann nicht anders, denn wenn ich freundlich wäre, wie es in unserem verwandtschaftlichen Verhältnis liegt, dann wäre es möglich, daß er mich einmal berührte“ — glühende Rote schoß in ihr Gesicht — „und das könnte ich nicht ertragen, das wäre mir, als wenn ich beschmutzt würde!“

Und dabei blieb sie trotz Frau Minchens ehrlicher Entrüstung und vollkommener Verständnislosigkeit für das seine Empfinden der jungfräulich reinen Natur.

Alfons selbst war über das Benehmen der Cousine nicht sonderlich gekränkt. Er lachte spöttisch und zeigte nicht nur seine Erbarmen über solche minderwertige Dinge, sondern auch seine klassische Bildung, indem er anerkennend zitierte:

„Und die Physiognomie versteht sie meisterlich:  
In meiner Gegenwart wird ihr's, sie weiß nicht wie,  
Sie fühlt, daß ich ganz sicher ein Genie,  
Vielleicht wohl gar der Teufel bin.“

„Na, tröste dich, Mamachen, verliert hätte ich mich doch niemals in diesen Eisklumpen. Wir fühlen gleichmäßig für einander, mir ist sie auch höchst unangenehm. Ich mag überhaupt diese rotblonde Walfürenart mit den strengen Lippen und der kühlen Haut nicht ausstehen. Man bekommt ja rein den Schüttelfrost, wenn man so einem Mädels nahe kommt. Da lob' ich mir die Kleine mit den kastanienbraunen Locken, dem süßlichen Mäuschen und der molligen Formen. Donnerwetter, ist das ein reizender Puffel! Direkt zum Anbeißen! Sag' mal, was spielt die denn für eine Rolle im Hause?“

„Ich bitte dich, Alfons, fang' um Himmelswillen nur nicht deine gewöhnlichen Sprünge auch hier an“, rief die Mama erschreckt. „Es ist, als wenn du einen sechsten Sinn hättest für das Unpassendste, was es gibt. Fränze steht zu hoch, um mit ihr zu lechteln und zu niedrig, um ernsthaftes Absichten auf sie zu haben. Am liebsten wäre es mir, wenn du ihr so viel wie möglich aus dem Wege gingest, denn sie ist wie Zündwolle, nur ein Funke hinein und sie lodert auf.“

„Jamos, anreizender konntest du sie mir gar nicht machen als durch diese Schilderung, die übrigens nur meine in aller Flüchtigkeit gemachten Beobachtungen bestätigt. Und was heißt zu hoch und zu niedrig? Sie ist Pflege Tochter der Alten, vielleicht eine Verwandte von Seiten der alten Sybille, wenn sie der auch verdammt wenig ähnlich sieht —“

„Nicht daran zu denken. Das uneheliche Kind einer Magd ist sie und nur ins Haus genommen, weil Fee damals gerade geboren wurde und man sich eine Genossin für diese erziehen wollte. Sie hat also gar keine Rechte —“

„Halt, halt, Mamachen, spring' nicht so wild herum mit deinen Angaben. Du nanntest die Mutter, aber nicht den Vater der Kleinen, und Väter haben manchmal doch auch eine gewisse Bedeutung, besonders wenn sie sich nicht öffentlich zur Vaterschaft bekennen. Sollte da nicht ein dunkler Punkt sein? Sollte Onkels Gewissen bei dieser edlen Tat der Menschenliebe ganz rein sein?“

„Unsinn! Tanto Minchen hätte sich doch nicht das uneheliche Kind ihres Mannes liebend ins Haus genommen und behandelt es besser als ihre eigene Tochter! Das ginge gegen alles weibliche und moralische Emb-

finden, das bei dieser Art von Frauen doch immer eine Hauptrolle spielt.“

„Om, sag' das nicht, Mama! — Da ist ein dunkler Punkt, ich bleibe dabei. Diese Art von Frauen ist für Leute meinesgleichen in einzelnen Fällen unberechenbar, man kann nicht wissen, wie sie fühlen und denken. Donnerwetter, wär' das eine Geschichte! Wenn der brave, alte Herr mit solch durchschlagendem Erfolge vom korrekten Ehewege abgewichen wär! Sahal Berdenken könnte man's ihm nicht! So'n Ehemann will doch auch 'mal 'ne kleine Abwechslung haben!“

Alfons war spitzbübisch amüsiert bei dem Gedanken, aber seine Mama sah sehr ärgerlich aus.

„Jedenfalls verstehe ich diese Art Leute besser zu schäßen als du dummer Junge mit deinem Synismus! Dein Onkel war immer streng moralisch —“

„Saha, — dein Bruder, Mamachen? Mach' mir keine Wippchen vor!“

„Alfons, ich verbitte mir solch unehrerbietige Redensarten!“ versuchte Frau Amalie streng zu sagen, hielt es aber dabei doch für klüger, auf die äußersten Intimitäten dieses Gesprächs nicht weiter einzugehen und fuhr daher schnell fort: „Und das sage ich dir nochmals, mach' keine Geschichten mit Fränze. Du mußt sehen, hier einen sehr guten Eindruck zu hinterlassen, damit der Onkel bereit ist, sich deiner anzunehmen. Denn nötig wirst du das sicher wieder haben?“

Unruhig fragend sah sie in sein Gesicht. Der lange Urlaub machte ihr Sorgen. Wenn nur nichts Ernsthaftes dahinter steckte! Der Junge hatte etwas im Wesen, was ihr nicht gefiel. Rücksichtslos und gleichgültig gegen alle Gesetze und Ordnungen des Lebens war er immer gewesen, aber jetzt lag, wenn sie allein unter sich waren und er sich gehen ließ, etwas so brutal Lebensverächtliches über ihm, daß es sie doch ängstigte. So als wenn er mit allem fertig wäre und nur noch blind und ohne Rücksicht den Augenblick ausnütze. So eine Art: nach mir der Untergang!

Und daher fürchtete sie auch doppelt, daß er sich mit Fränze einlassen könne. Fränze hatte auch etwas derartiges in der Stimmung, etwas, das bereit war, alles hinter sich zu werfen und wild durchzugehen. Wenn ihr schöner Junge da nur antippte, brannte es auf und in den Flammen konnte leicht alles untergehen, was sie eben mühsam für ihre und Alfonsens Zukunft aufgebaut hatte.

Alfons lachte kurz und rauh auf. „Sa, wann hätte ich das nicht nötig? Na, mach' kein Gesicht wie die Niobe seligen Angedenkens, liebe, alte Dame. Ich krabbel mich schon durch. — die Kake fällt immer auf die Beine und deine Kinder verstehen schon, sich durchs Leben zu schwindeln.“

„Alfons, was ist's? Hast du besondere Dummheiten gemacht?“

Sie zitterte vor Angst.

„Ach, laß mich in Ruh! Ich kann das ewige Gefrage und die Altweiberangst nicht leiden. Jetzt gefällt es mir hier und ich will mein Leben genießen. Vorläufig denk' ich an nichts anderes und will auch nicht, daß du an was anderes denkst. Basta, alte Dame! Kein Wort weiter. Und verlaß dich darauf, ich finde schon meinen Weg.“ (Fortsetzung folgt.)

## Der Vater der deutschen Schauspielkunst.

Zu Friedrich Ludwig Schröders 100. Todestag, 3. Sept. 1918.  
Von Dr. Paul Landau.

Schröder steht in der Geschichte des deutschen Theaters an der entscheidenden Stelle, da diese junge Kunst nach fast einem Jahrhundert tastender Anfänge, nachahmender Versuche in das Stadium der Reife tritt und rasch ihre Hochblüte erlebt; er hat die deutsche Bühne vom Fluch des fahrenden Komödiantentums erlöst, sie gleichsam erst auf feste Füße gestellt und ihr jenen Glanz verliehen, dem nicht nur die Kom-

menden Geschlechter von Tied bis Raube als etwas unerreichbar Herrlichkeit nachseufzten; sondern der uns stets als strahlendes Vorbild voranleuchtet wird. Als Organisator der „Hamburger Entreprise“ schuf er die erste deutsche Musterbühne, ward der erste bedeutende deutsche Schauspieldirektor, dessen Bild Goethe im „Wilhelm Meister“ festgehalten; als glänzender Regisseur bildete er das Ensemblepiel aus, durchdrang die ganze Aufführung mit seinem Einheitslicht und Bindung vergleichenden Wesen. Schuf sich einen Stamm vorzüglicher Darsteller und hat für die Geschmacksbildung des Theaterpublikums mehr getan als irgend ein anderer. Ein warmherziger Förderer der zeitgenössischen Literatur, besonders des „Sturm und Dranges“, suchte er durch Preisaus-schreiben, durch Anregungen aller Art belebend und befruchtend zu wirken. Ein stets bereiter Bearbeiter fremder Stücke, deren scheinbare Wirkung er mit unsehbarer Sicherheit herauszubringen wußte, war er selbst ein gewandter, tüchtiger Schriftsteller, der brauchbare Theaterware lieferte. Seine zahlreichen dramatischen Arbeiten erheben keinen Anspruch auf dichterischen Wert, aber sie haben eine gewisse dramatische Kraft und atmen jene tüchtige, biedere Männlichkeit, zu der sich der „verlorene Sohn der fahrenden Komödianten“ durch-zerungen, die er als Menschenfreund, als Patriot bis zu seinem Lebensende bewährte. Schröder, der als erster in jener Zeit der Vogelfreiheit des Künstlers dem Dichter einen Anteil am Theatergewinn sicherte, hat auch in höherem Sinne dem Dramatiker sein Recht verschafft, indem er ihm alle Wirkungsmöglichkeiten der Bühne erschloß. Auf diesem Wege ward er Shakespeares Bahnbrecher auf dem deutschen Theater; ihm verdanken wir es in erster Linie, wenn heute der „Schwan des Abon“ bei uns so heimisch ist, wie sonst nirgend. Wägen uns seine Bearbeitungen Shakespearescher Stücke höchst selten anmuten, er vermittelte doch mit seltener Geschicklichkeit all das von dem Wesen des Alldichters, was das damalige Publikum verstehend aufnehmen konnte, und eine Ahnung des Höheren, Höchsten, das seine Texte nicht enthielten, bot er in jener Seite seines vielgestaltigen Wirkens, die sein eigentliches Genie offenbarte: als Schauspieler. All seine anderen Verdienste, deren Spuren in unserer Kultur fortwirkten, werden ja weit überstrahlt durch sein schauspielerisches Schaffen. Als Menschengestalter vor der Rampe hat er seine höchsten Triumphe gefeiert, windet ihm auch die Nachwelt unvergängliche Kränze.

Schröders Entwicklung als Mensch und als Schauspieler ist, wie sie in organischem Zusammenhang sich entfaltet, gleich wunderbar und einzigartig. Der Sohn der genialen Schauspielerin Sophie Schröder und der Stiefsohn des trefflichen Darstellers Adernmann hatte den Sinn für das Bühnenmäßige gleichsam schon mit der Muttermilch eingesogen, zugleich aber den leidenschaftlichen Reichtum, die starke Sinnlichkeit und Lebensgier der Kulturmilch in sich aufgenommen. Sein Jugendleben gibt dem wüsten Abenteuerroman an wilden Wagnissen und tollen Streichen, an Verirrungen und Lastern nichts nach. Sein Kampf mit dem Stiefvater führt ihn zum Diebstahl und streift nahe an Mord. Aber allmählich wird aus dem sich beinahe selbst vernichtenden Sohn des „Sturm und Dranges“ ein würdiger Zeitgenosse Kants, ein Muster von Selbstzucht und Pflichtgefühl, und ebenso bildet sich aus dem ledigen Kunstspringer und niedrig-komischen Possenspieler, als der sich Schröder zunächst auszeichnete, das unerreichte Ideal eines harmonisch gestaltenden Schauspielers.

Ein Komödiantenkind, das schon dreijährig in einem Stück vor der Kaiserin Elisabeth von Rußland auf der Bühne erschien, sah Schröder im Theater die notwendige Lebens-sphäre, der er seine ganze Persönlichkeit hingab, aus der der gealterte Mann aber doch zu scheiden die Kraft hatte. Seil-länger und Komödianten waren damals noch engverbundene Berufe, und so lernte der Knabe als Springer und Tänzer die unbedingte Beherrschung seines Körpers, erwarb jene Beweglichkeit, jene Ausdrucksfähigkeit der Glieder, die er später als Grundbedingung für die Haltung eines guten Schauspieler bezog. Zugleich erwarb er sich dadurch, daß er seiner Mutter, die eine vorzügliche Sprecherin war, alle Stücke und Rollen vorlesen mußte, eine hohe Meisterschaft des Vortrags. Ganz mühelos und scheinbar ungewollt wuchs er in die Aufgaben hinein, die ihm die Forderung des Tages beim Theater zukrug, durchmaß den ganzen Weg vom Niedrigsten zum Erhabenen, wie ihn die bunte Scheinwelt bietet, und

stand endlich im Besitz aller Bühnenmittel auf der Höhe der Vollendung, die die berufensten Beurteiler seinem Harpagon, Lear, Hamlet nachrühmten. Von den possenhaften Hans-würsten und lustigen Bedienten seiner Jugendzeit stieg er auf zum Charakterkomiker. Im derben Realismus lehnte er sich an seinen Stiefvater Adernmann an; in der geistigen Vertiefung, der seelischen Neuschöpfung der dichterischen Figur nahm er sich Ethos zum Vorbild. Aberhaupt zog er in der Auszubildung seines Talents die Summe aus den schauspielerischen Kräften, die sich vor ihm auf dem deutschen Theater entfaltet hatten und schuf daraus einen einheitlichen Stil. Die Grundsätze, die ihn dabei beseelten, hat er selbst in einem für die Schauspielkunst ewig gültigen Glaubensbekenntnis aufgestellt. Alles Virtuosenhafte weist er weit von sich: „Es kommt mir gar nicht darauf an, zu schimmern und hervorzustechen, sondern auszufüllen und zu sein. Ich will jeder Rolle geben, was ihr gehört, nicht mehr und nicht weniger. Darum muß jede werden, was keine andere sein kann.“ Und dann betont er die spezifische Eigenart der schauspielerischen Kunst, die in der restlosen Verwandlungsfähigkeit beruht: „Es ist keine Kunst, sich selbst zu spielen. Der allein scheint mir eine wirkliche Kunststufe erstiegen zu haben, der jeden Charakter so auffaßt, daß sich ihm nichts Fremdes beimischt, daß er nicht bloß an eine allgemeine Gattung mahnt, sondern sich auch von seinen Verwandten durch eigentümliche Züge unterscheidet, die er aus seiner Seelenkunde entnimmt, um den Wünschen des Dichters zu entsprechen. Das unterscheidet den echten Schauspieler von dem guten Vorleser. Der letztere kann den Zuschauer, so lange er ihn mit dem erhabenen noch nicht verglichen hat, sehr befriedigen. Aber sobald er diesen sieht, muß er begreifen, daß er vorher nur an die Person erinnert worden, die er jetzt lebhaftig erblickt. Dahin meine ich es gebracht zu haben. Ich glaube alles ausdrücken zu können, was der Dichter, wenn er der Natur treu geblieben ist, hat durch die Worte und Handlungen seiner Personen ausdrücken wollen.“

Diese schlichte und stolze Forderung, die Schröder an den Schauspieler stellte, hat er nun wirklich selbst in höchstem Maße erfüllt. Neben zahlreichen anderen Urteilen über seine Kunst, die Berthold Litzmann in seiner leider nicht vollendeten Biographie zusammenstellt, besitzen wir das umfangreiche Werk von Schröders intemem Freund F. A. W. Meyer, der eine genaue Analyse seiner wichtigsten Rollen gegeben hat; aus ihnen können wir uns die Gestalten, die Schröder schuf, nachschaffend vor die Seele rufen und bewundernd feststellen, daß seine Ausdrucksfähigkeit keine Grenzen hatte. Die derbe Lustigkeit des Bauern wie die geistvolle Eleganz des vornehmen Herrn, die göttliche lebenswürdige Freiheit des Shakespeareschen Falstaff wie die grausige Komik des Molièreschen „Geizigen“, die raue Wiederkeit und rührende Tragik der „comédie larmoyante“ wie die edle Plastik der französischen Tragödie — sie alle lagen im Bereich seines Könnens. Er vollbrachte das Höchste, was der Schauspieler leisten kann: er blieb auch den Menschen des „größten Dramatikers“ nichts schuldig. Sein Lear wuchs aus einem von jugendlichem Feuer glühenden, königlich-stolzen Greise zu einem „Flammen wirbelnden, Labamassen schleudernden Vulkan“ empor. Sein Hamlet erschien zuerst als ein vornehm-ritterlicher, anmutig edler jugendschöner Prinz, aber diese scheinbar so einheitlich stolze Erscheinung ward durch einen beständigen Wechsel der Empfindungen, ein unruhiges Schwanken, durch eine in vielen Einzelheiten aufflackernde Zerrissenheit in eine unheimliche Stimmung getaucht. Man ahnte aus den immer jäh zudernden Blicken die furchtbare Katastrophe: „Das Wort, kaum halb gesagt, erstarrt ihm auf den Lippen; sein Körper beste zusammen, jedes seiner Glieder erstarrte, seine Augen schienen aus ihren Kreisen herauszutaukeln; er war das lebendigste Abbild einer aus den Fugen gehenden Welt. Bühne und Schauspieler schwand ganz aus unseren Augen weg.“

So machte Schröder Shakespeare lebendig, lange bevor die Größe des Briten den Deutschen noch bewußt geworden war. Schröders Menschentum, rätselvoll und abgrundtief, wie das jeder Genies, schwankt im Urteil der Nachwelt; die jüngst veröffentlichten Memoiren des Schauspielers Christ rücken es in ein ungünstigeres Licht als manches frühere Zeugnis. Der Künstler, der den Festen seiner Zeit, einem Klopstock, Lessing, Schiller, Goethe genug getan, hat gelebt für alle Zeiten!

# Schach

Alle die Schachbegeisterung betreffenden Zuschriften sind an die Redaktion des Wiesb. Tagblattes zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen. Organ des Schachvereins Wiesbaden.

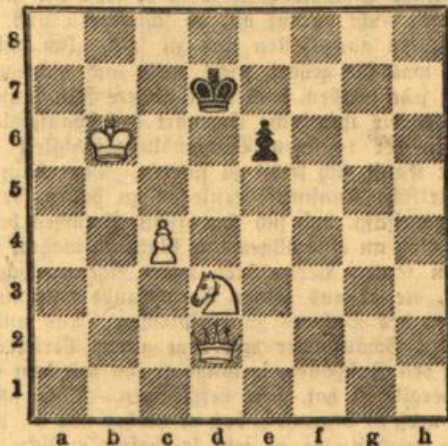
Redigiert von E. Diefenbach.

Wiesbadener Schachverein. Spielgelegenheit Samstags und Mittwochsabends im Café Maldaner in der Marktstraße. Hauptspielabend: Samstags.

Wiesbaden, 3. September 1916.

Aufgaben.

480. A. D. I. in Wiesbaden.



Matt in 3 Zügen.

Eine leichte, aber recht gefällige Aufgabe.

481. E. Johansson.

Weiß: Kd7, Dc3, Bb3, f4. (4 Stück.)

Schwarz: Kd5, Lh5, Bc5, d4, e4. (5 Stück.)

Matt in 2 Zügen.

Partie 178.

Weiß: A. Kniajer. Schwarz: Jussuf Effendi.

- |           |        |             |                      |
|-----------|--------|-------------|----------------------|
| 1. e2—e4  | e7—e5  | 11. Lc1—g5  | Sd4×c2†              |
| 2. f2—f4  | Lf8—c5 | 12. Ke1—d1  | Sc2×a1               |
| 3. Sg1—f3 | d7—d6  | 13. Sc3—d5  | Lc5—e7 <sup>1)</sup> |
| 4. Lf1—c4 | Sg8—f6 | 14. Sd5×e7† | Dd8×e7               |
| 5. d2—d3  | Sb8—c6 | 15. Th1—f1  | Kg8—h8               |
| 6. Sb1—c3 | Lc8—g4 | 16. Dg3—h4! | De7—b4               |
| 7. h2—h3  | Lg4×f3 | 17. Tf1×f6  | Db4×b2               |
| 8. Dd1×f3 | Sc6—d4 | 18. Tf6—h6! | Db2—c2†              |
| 9. Df3—g3 | 0—0    | 19. Kd1—e1  | Dc2—c3†              |
| 10. f4×e5 | d6×e5  | 20. Ke1—f1  | Aufgegeben.          |

Offenbar folgt nach 20. . . . g7×h6, 21. Lg5—f6†, Kh8—g8, 22. Dh4—g4 matt.

<sup>1)</sup> Hier konnte Schwarz den Angriff des Gegners durch Sf6×d5 brechen.

Auflösungen.

477 (Endspiel). 1. Lb5, Dg2, 2. Th1+, D×h1, 3. Ld3, Db1, e4, 4. L×d und im nächsten Zuge ♚. 1. . . . D×g3 (o. ♚) 2. T(×)c6. Schwarz muß die D opfern und Weiß gewinnt.

Die Aufgabe wurde von F. S., J. R., Dr. M., A. D. I. und Wdw. in Wiesbaden richtig gelöst.

## Rätsel-Ecke

Der Nachdruck der Rätsel ist verboten.

Ohne Kopf und Fuß.

Es ist dir Eins als Fisch bekannt,  
Begehrt des Wohlgeschmackes wegen.  
Wie oft im Italienerland  
Hab ich im Schatten der Zwei gelegen.  
Wenn du von jedem ein Teil genommen  
Und hast Eins Zwei vereint,  
Wirst du die Lösung bekommen,  
Sie nennt eine Truppe vom Feind.

## Bilderrätsel.



Dreisilbig.

Wann wir uns von den Ersten warm getrunken,  
Dann machen wir die Dritte gern;  
Drum weil das Ganze eben hat geklungen,  
So eilet Brüder zur Kasern'.

Aus der Russenzeit.

Der Bauer war zurückgekehrt  
Zur heimatlichen Flur,  
Die Felder lagen rings verheert,  
Rings Schutt und Trümmer nur.  
Da sprach der Bauer: „Wehe mir!  
Ich seh' daß russ'sche Scharen  
Voll Beutelust und wilder Gier  
Auf meinem x hier waren.  
Sie sind vor unsern Truppen hier  
Aus Angst nicht lang geblieben,  
Doch lang genug, daß sie bei mir  
Mit anderm Kopf ihr x getrieben.“

Silberrätsel.

(Der Schlüssel besteht in einer Regel.)  
he für land in en  
di in eng bung aus.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 407.

**Bilderrätsel:** Kriegsanleihe. — **Buchstabenrätsel:** Schoppen, Schuppen, Schöppen. — **Abstrichrätsel:** Beschlagnahme der neutralen Post durch die Engländer. — **Kriegsrätsel:** Morgen — Morden. — **Zahlenrätsel:** Admiral Scheer, Dach, Marschall, Jrma, Richard, Ader, Lima, Semiramis, Circe, Herder, Edda, Emma, Reiher. — **Homogramm:** P o L, Paris, Orden, Liebe, s n e. — **Rätselfragen:** 1. Daß es teuer ist. 2. Das die Wirte in den Wein, die Advokaten in die Tinte gießen. 3. Aus den Blumenkelchen. 4. Die Plaudertasche.

Für die Kinder.

Die Lösung der Knacknuß in der letzten Nummer der „Illustrierten Kinder-Zeitung des Wiesbadener Tagblattes“ lautet: „Müller gibt 500, Schulze 1200 und Schmitt 3300 Mk. zur Gründung des gemeinschaftlichen Geschäfts“. Die Aufgabe wurde richtig gelöst von: Alber Albrecht, Walter Braun, Karl Rühl, Elisabeth Beckmann, Schüler Heinz Beckmann, Heinrich Bücking, Hildegard Czagski, Allan Darré, Erna Engel, Hermine Esch, Otto Ernst, Gustav Fickert, Emma und Hedwig Fischer, K. Fröhlich, A. Friedsam, Sibylle v. Goekingk, Alwin Wulf. Gärtner, Josef Goebel jun., Sofie Grün, Carlo Heidecker, „Hella, die Königin des Hades“, Luise Jung, Mathilde Jung, Robert Kammerer, Margarete Kruse, Gretchen Kaulbach, C. Kranz, Adolf Kriener, Heinrich Kolbe und Hans Schott, Carlo Kaiser, Alfred Kolbe, Anni Kassel, Hans Guido Lorenz, Greta Ludwig, Maximilian Lang, Walter Ludwig, Wilh. Michel, Heinrich Müller, Karl Müller, Else Ponath und Irmgard Rothenbach, Bernhard Panthel, Emilie Plattner, Walter Pauly, Else Pauly, Richard Rosa, Käthe Roth, Philipp Rist, Hans Schaefer, Erna Schüßler, Wilh. Schmidt, Robert Sauter, Friedrich Steinhäuser, Wanda Stacker, Alfred Securius, Richard Ueberfeldt, Hermine Wegmann, Erna Weber, Theo Weber, Willy Wehr, Röschen Werner, Walter Wels und Berta Zeiger, sämtlich in Wiesbaden, sowie Paul Kleber in Erbenheim, Fritz Eitel und Emil Brust in Sonnenberg, Karl Rupp in Biebrich a. Rh., Berta Bieber in Langenschwalbach, Franz Schlüter in Jgstadt, Richard Bremser in Katzenelnbogen, Frida Bach in Panrod und Hans Lange in Kassel.

# Der Landbote.

Volkstümliche Freibeilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 9.

— o — Erscheint allmonatlich. — o —

1916.



## Wie Gott will.

(Mundart des Kr. St. Goarshausen.)

Wo die Bach dorch die Wisse läßt,  
Die Mill om Uwer stüht,  
Em Absch<sup>1)</sup> die Umschel<sup>2)</sup> peißt,  
De Fink en de Hede schließt,  
Em Monat Mai.

Wo dat Wasser dat Millrod dräht,  
Wo om Givvel dat Finkster eh,  
De Pitter hot Klie gemäht  
Un dann beim Vische geseß  
Un'rem Tannebamm.

Eh schnepfelt en die Kenn  
En Herzche — „gud mei Mohb.“ —  
„Frücht Heiß un Koorn noch enn,  
Su hot mei Batter geseht,  
Dann heirote mir.“

\* \* \*

De Pitter mäht dat Koorn,  
Un Galm bei Galmie fällt —  
Do kemmt doherr gefahrn  
Als Räher dorch die Welt  
De Krieg, de Krieg.

De Krieg, un mäht un mäht  
Die junge Männer all, —  
Dat Vische hät un hät, —  
De Pitter eh gefall,  
Su sollt et seinn.

De Herrgott dräht die Mill,  
Eh en die Rärer greißt,  
Un über't Rod su vill,  
Nor su vill Wasser läßt  
Grod wie eh well.

<sup>1)</sup> Efeu. <sup>2)</sup> Amsel.

F. v. R.

## Der Herr von Selerinski.

Von Ludwig Beschlein.\*)

Wie Herr Thaddäus ein Geizhals wird.

Zur Zeit des siebenjährigen Krieges lebte in Westpreußen ein junger Edelmann, Namens Thaddäus von Selerinski, Leutnant bei einem Grenadierregiment. Dieser tat in der Gesellschaft der Kameraden und Freunde bisweilen seiner Güter Erwähnung, mindestens geschah dieses so oft, als auf Besichtigungen die Rede kam; wer aber die Vermögensumstände des Herrn Leutnants kannte, der vermutete nicht mit Unrecht, daß die belobten Güter in partibus infidelium liegen müßten, indem es außerdem

um die Kasse des Martijüngers ein Werkliches besser hätte stehen müssen. Er ließ sich aber durch Vermutungen, die nur zollfreie Gedanken blieben, und durch das leise Lächeln, das über manches Gesicht flog, wenn er seiner Grundstücke erwähnte, nicht irre machen, schlug, wenn er Sold empfangen hatte, oft an die Tasche, und war dieser bis auf das letzte Zweigroschenstück ausgeflogen, so steckte er zu diesem einen Schlüssel, und klingelte damit von Zeit zu Zeit; gab auch das Zweigroschenstück nicht eher aus, bis wieder klingender Sufkurs in die Tasche seinen Einzug hielt, und es hieß von ihm: Selerinski hat immer Geld. Kam freilich ein oder der andere Kamerad auf diesen schönen Glauben vertrauend zu ihm, um einen kleinen Vorschuß bittend, dann war es entweder sein fester und feierlich beschworener Grundsatz, nie Geld zu verborgen, um den Freunden, da Vorgen Sorgen mache, die letzteren zu ersparen, und weil dabei so leicht aus Freunden Feinde werden — oder er nahm den Bedrängten vertraulich bei Seite, ließ den Schlüssel mit dem Zweigroschenstück laut werden und flüsterte lächelnd: „Was gibst Du mir für alle meine Barschaft?“ Sagte nun jener, einen Taler oder einen halben Taler, um recht wenig zu bieten, so rief Herr Thaddäus fröhlich: „Topp,“ faßte die Hand des Kameraden oder ruhte nicht, bis jener einschlug, und zeigte ihm nun den Inhalt seiner Tasche, führte ihn in sein Zimmer, schloß alle Fächer auf und schwur auf Kavaliäparole, daß er nichts mehr habe, worauf er sich freundlich die gebotene Summe von dem Freunde ausbat, und wenn er sie empfing, sie sogleich mit ihm vertrat, nächstdem ihn schwören ließ, den kleinen Spaß nicht weiter zu erzählen. Ein Geizhals war Selerinski nicht, vielmehr das Gegenteil eines solchen; er vergeudete sein ganzes Einkommen bei Trink- und Spielgelagen, zechte, tanzte, machte mit, was sich darbot, so lange die Barschaft reichete, und war als jovialer Gesellschaftler bei dem Offizierkorps beliebt. Gegen seinen Mut und seine Tapferkeit war auch nichts einzuwenden, denn nach einem Treffen, in welchem das Regiment, bei dem er kommandierte, starke Verluste erlitt, avancierte er zum Oberleutnant. Eines Tages, als schon geraume Zeit sein Schlüssel mit einem Zweigroschenstück in fortwauernder Berührung stand, besuchte er seinen Onkel, den alten General Selerinski, dem er von Zeit zu Zeit die Aufwartung machte, denn er hatte die Aussicht auf eine Erbschaft. Der General war eben damit beschäftigt, mit Hilfe des Kriegszahlmeisters die Kriegskasse zu revidieren. Der ganze Tisch lag voll Gold, und die Erscheinung des Neffen war ihm bei diesem Geschäft sehr willkommen. „Komme Er her, Er kann uns helfen!“ rief er ihm freundlich entgegen, und der Oberleutnant erfüllte die Bitte des alten Mannes gern.

Die Alten waren gar nicht so abergläubisch und besangen, als manche Klüglinge unserer Zeit sie darstellen möchten; sie taten tiefe Blicke in die Natur der Dinge, und es offenbarte sich ihrem forschenden Geist manche geheimnisvolle Elementarkraft. So wußten sie, daß in vielen Tieren Pflanzen und Metallen ein Zauber walte, der eine Einfluss auf die Menschenseele auszuüben vermöge, zu gewissen Zeiten und Stunden, planetarisch bedingt durch die Konstellationen der Himmelskörper, die wieder herrschende Macht übten auf die tellurischen Stoffe, so daß eine stete Wechselwirkung durch Sympathie und Antipathie Lebendes und Todes, Ruhendes und Bewegtes ansog und abließ, verband und trennte, und im fortwauernden schöpferischen Werden der Weltseele neue Organisationen hervorrief.

\* „Die Geschichte aus Tirol“, die wir in der letzten Nummer des Landboten abdruckten, ist ebenfalls von Ludwig Beschlein. Sie ist das erste Kapitel der Sage „Die seltsamen Fräulein“, die sich im ersten Band der 1839 erschienenen Erzählungen Beschleins „Aus Heimat und Fremde“ befindet. Ludwig Beschlein (geb. 1801, gest. 1860) ist den meisten Lesern des Landboten gewiß nur als Märchen- und Erzähler bekannt, dessen „Deutsches Märchenbuch“ Gemeingut des deutschen Volkes geworden ist. Von seinen übrigen Werken sind die meisten heute noch frisch und lesenswert, aber unbekannt. Als eine größere Probe seiner Erzählungskunst veröffentlichten wir die tragikomische Geschichte „Der Herr von Selerinski“, von dem einzelne Abschnitte sehr wohl für sich allein genossen werden können. Wer sich den Landboten aufhebt — das sollte jeder tun — und den Herrn Thaddäus später auf einmal ganz genießt, wird sicher seine Freude an ihm haben. D. Schriftl.

Die geheimnisvolle Macht, der solarische Geist nun, so im Golde wohnt, und seine Gewalt über die Menschen so oft bewährt, wie Erfahrung tausendfach lehrt, übte auch seinen Einfluß auf den jungen Oberleutnant von Selerinski. Wenn du doch das schöne liebe Gold hättest, Thaddäus! flüsterte der dämonische Metallkönig: Höre nur, Thaddäus, wie das Klingt, wie hell, wie rein, wie melodisch, wie ganz anders, als der Schlüssel und das magere Zweigroschenstück in deiner Tasche! Das ist ein Klang, das heißt ein Klang! Und wie nett, wie freundlich, wie blaut sind diese Dukat, wahrlich, eine Armee dieser geharnischten Ritter so in rechten Kolonnen und Schwadronen auf einem Tische aufmarschieren und manövrieren zu lassen, müßte eine königliche Lust sein; die alten dicken Frontalater bildeten das schwere Geschütz, die französischen Schilblouisb'or würden die edlen Knappen und Schildträger der holländischen Ritter, gleichsam ihre Arrièregarde bilden, von Zeit zu Zeit müßte eine Karolin als Standarten-träger oder Flügelmann stehen. Ei, der Taus, Thaddäus, das wäre ein königliches Spiel, weit edler als das Schachbrett mit den wenigen dürren Holz- oder Beinpuppen, da ließen sich ganz andere Züge tun.

Solcherlei Gedanken beschäftigten den Kriegsmann und gingen endlich in eine schmerzliche Wehmut über, als immer kleiner der Haufen wurde, als endlich das Geschäft beendet war. Sie transit gloria mundi, so schwindet der Welt Herrlichkeit! seufzte Thaddäus von Selerinski innerlich, und sein Trübfinn wurde in den Worten laut: „Wer doch dieses schöne Geld besäße!“

„Ich dachte gar, was fällt Ihm ein, mon cher Neveu?“ brummte der General. „Braucht Er Geld, hier ist Seine Gage, und damit contentez-vous. Sei Er ein guter Wirt, mon Neveu, meide Er die Libertins, die ich in Seiner Gesellschaft sehe, sei Er nicht selber solch ein Roué, sonst wird er im Leben keine Fortune machen, das sag' ich Ihm. Meint Er vielleicht, von mir etwas zu erben? O, dieser Esperance gebe Er die Dimission; ich bin ein armer Mann, ich habe nichts als diese Orden, und mein graues Haar, das ich mit Ehren trage, und diesen Degen, den mir der vorige König eigenhändig umgehängt, das sind aber drei Stücke, mon Neveu, die wiegen mehr als diese Goldrollen, darnach trachte Er zuerst, das ist das Reich Gottes des Soldaten, dann wird sich das andere alles von selbst finden.“

Der Neffe war die rauhe, oft mit französischen Worten durchmischte Sprache des waderen alten Degens, seines Oheims, und dessen Ermahnungen schon zu sehr gewohnt, als daß sie ihn bestreudet hätten, weit eher würde ihm aufgefallen sein, einmal diesen Ton nicht zu hören. Dennoch kam es ihm heute vor, als liege in dem, was der erfahrene Mann von Ersparnis sagte, eine tiefe Wahrheit, als müsse er durchaus sein Leben ändern. Er empfing seinen Sold mit einer noch nie in dem Grade empfundenen Freude; er tat im Stillen einen teuern Eid, das Geld zusammen zu behalten, er sah sich im Geiste vor einem Tisch voll Goldstücke, die alle sein eigen waren, der Zaubergeist im Golde umgarnte ihn, schlang um ihn eine diamantene unsichtbare Kette, und fesselte ihn mit dieser an seinen Triumphwagen, der stets mit Sklaven aller Art bespannt ist.

Der Oberleutnant Thaddäus von Selerinski wünschte seinem Oheim wohl zu leben und verließ ihn. Ein junger unbefonnener Verschwender und schlechter Wirt war er gekommen, ein raffinierter Geizhals, schon unterwegs unaufhörlich mit Entwürfen beschäftigt, wie er seinen Mammon vermehren möchte, ging er nach Hause.

Wie Herr Thaddäus ein Roßtäufer wird.

Der junge, sonst so joviale und frivole Oberleutnant von Selerinski war mit einemmale wie umgetarst; sein Körper schien nur noch umherzuwandeln, und aus diesem die lustige Leutnantseele herausgehert, und dafür die Seele eines alten Harpax, so filzig wie ein Weichselzopf, hineingeschmuggelt zu sein. Er verstand sich ein wenig auf Pferde, und besaß ein altes Buch, welches verschiedene Roßtäufcherkunststücke lehrte; darauf baute er den Plan, ein Pferdehändelchen anzulegen, seine lieben Kameraden, nach einem alten Sprichwort, über den Löffel zu barbieren, und seinen Säckel dabei zu füllen.

Der erste Gaul, den er sich käuflich von einem polnischen Juden zueignete, war eine alte jämmerliche Mähre, die an manchen Stellen keine Haare mehr hatte, Gallen

an den Füßen, nußbraune Zähne, ach, und vor Hunger bald umfiel. Er kaufte das edle Roß für vier Taler.

Jetzt wurde das alte schwarzeräuchernde Buch hervorgefucht und heimlich studiert; das Pferd wurde niemand gezeigt, und bekam gute Wartung und reichliches Futter. Das Buch wußte guten Rat: da stand eine Salbe, die Haare an bloßen Stellen hervorbringen, weiter eine Salbe, die Gallen zu vertreiben; da stand ein Pulver, die Zähne eines alten Gauls wieder weiß zu machen. Sämtliche Rezepte wurden angewendet und schlugen trefflich an, zur großen Freude des Herrn von Selerinski. Nach acht Tagen ritt er das Roß in aller Frühe spazieren, und siehe, es machte sich über seine Erwartung gut. Als es ein wenig warm wurde, bekam es einen recht frischen Glanz, die Gallen waren bald abgeheilt, die Haare waren im Wachsen; die Zähne leuchteten wie Elfenbein, nur noch ein wenig schwächlich war es, doch noch eine gute Fütterung von 8 Tagen, so war auch diesem übel abgeholfen. Herr Thaddäus schrieb bei Heller und Pfennig auf, wie hoch sich die angewandten Medicamente, äußerliche und innerliche, sowie das Futter beliefen, und nach 14 Tagen hatte er mit dem Einkaufspreis neun Taler auf das Pferd verwendet. Nun rühmte er die Güte, die Tugenden seines neuen Pferdes (sein eigenes Reitpferd hatte er schon am dritten Tage nach Einkauf der Mähre mit Vortheil an den Mann gebracht) und ritt mit der herausgestuhten Rosinante auf die Parade. Und siehe da, ein junger Offizier, soeben erst aus der Kadettenschule gekommen, blind trauend auf den Lobhalm des Oberleutnants, kaufte diesem das gute Köhlein für die Summe von sechzig Talern und einem Taler Trinkgeld dem Reitknecht ab. Zu glänzend war der Erfolg dieser ersten Spekulation, als daß nicht Herr Thaddäus von Selerinski sich hätte innerlich aufgefordert fühlen sollen, auf der mit so vielem Glück verfolgten Bahn fortzuwandeln. Er kaufte bald schlechte, bald bessere Pferde, nie ein ganz fehlerfreies; das Buch wußte ja fast für alle Fehler Rat, die ein Roß haben kann. Herr Thaddäus weichte ihm dafür eine Verehrung, wie der gläubige Heide seinem Hausgötzen. Noch mehr, er bewarb sich um die heimliche Freundschaft eines Kurtschmiedes, teilte diesem einige probate Geheimnisse aus dem Buche mit, und empfing dafür des berühmten Kurtschmiedes tätige und unentgeltliche Hilfe, wo es nur Not tat. Das alte Buch enthielt Rezepte für blöde Augen, Rezepte gegen Scheuen, gegen Boden, gegen stetisch sein, gegen den Koller, die Druse, gegen das Blähen, gegen das Wälzen usw. Es lehrte Flecken machen und Flecken vertreiben, weiße und graue Haare schwarz färben usw. Der alte Kurtschmied verband mit vieler praktischer Erfahrung die genaue Kenntnis sympathetischer Heilmethoden, wußte die Salben zu bereiten, die Wurzeln zu den Pulvern zu sammeln, die Kräuter zu den Umschlägen und Blähungen, dergleichen die Pflaster zu fochen, und es war, als diese beiden vereint wirkten, als gehe ein Pferd nach dem andern wie aus einer Fabrik aus Thaddäus Stall hervor, und er erwarb dabei namhafte Summen. Dabei führte er ein höchst frugales und einfaches Leben, schränkte sich auf das Allernötigste ein; ein Spielchen wie sonst zu machen, ein Kläschen Wein oder starkes Bier wie sonst zu trinken, hätte er für eine Todsünde gehalten. Zu seiner Zeit war es bekanntlich Sitte, gepudert und frisiert zu erscheinen; dieses war allerdings eine lästige und unvermeidliche Ausgabe, einem genauen Mann, wie dem Oberleutnant, Herrn von Selerinski, ganz unerträglich, denn sie betrug jedesmal zwei Groschen. Er saun hin und her, wie da eine Ersparnis einzurichten sei, und endlich, in einer schlaflosen Nacht, als ein ganz elender, kranker Gaul, den er für drei Taler nur gekauft, zu freieren drohte, und ihm großen Kummer und Herzensbeängstigungen verursachte, fiel ihm ein Mittel ein, das ihm künftighin den Friseur entbehrlich machte. Schon am nächsten Morgen führte er es aus.

Frisieren konnte er sich schon zur Not selbst, aber ein Fuderbeutel fehlte ihm, und einen solchen anzukaufen, konnte er sich nicht entschließen. Indes ein erfinderischer Mann, wie Herr Thaddäus von Selerinski, weiß sich zu helfen. An dem Weißbrot in dortiger Gegend bleibt gewöhnlich an der unteren Seite eine Menge Mehl hängen, welches an die Backschüssel gestreut wird, bevor man das Brot in den Ofen schiebt; dieses Mehl schabte Herr Thaddäus von Selerinski von seinem Frühstückbrot ab, und bestreute mittelst eines selbst gefertigten Fuderquastes sein selbstfrisiertes Haar.

Herr Thaddäus, dem die Juden und Koflämme nicht genug schlechte Pferde schaffen konnten, schloß in der Stille einen Bund mit dem Abbeder, ihm alle Pferde, die jenem gebracht wurden, sie zu erschließen oder tot zu stechen, erst heimlich zuzuführen, um Versuche zu machen, sie zu erhalten. Gelang dieses, wie manchmal der Fall war, dann wurden die Pferde unkenntlich gemacht und wieder verkauft, und einmal traf sich's in der Tat, daß ein alter pensionierter Feldchirurgus sein eigenes Pferd wieder kaufte, das er vierzehn Tage vorher zum Abbeder geschickt.

Die Alten verbanden gewiß eine feine Ironie damit, daß sie einen Pferdeverkäufer Koflamm oder Kofstäucher nannten, nicht weil ein solcher mit Rossen handelt und tauscht, sondern mit ihnen läuscht. Sie waren gar nicht dumm, die lieben Alten. Koflämme nannten sie diese Leute, weil sie unablässig ihre Kofse kämten und striegeln, damit sie ein schönes blankes Ansehen bekämen, und das Wort striegeln hat noch bis auf den heutigen Tag in vielen deutschen Provinzen eine auf schlaue Betrug hinweisende Nebenbedeutung. Indeß, was einen Anfang hat, muß auch ein Ende haben, so auch das einträgliche Geschäftchen des Herrn Oberleutnants. Er hatte nun schon eine ziemliche Zahl Offiziere mit seinen Pferden angeführt; es erhob sich ein Murren über ihn, und der Abßag ließ nach. Als aber gar einem Offizier das kaum gekaufte Pferd nach dem ersten Ritt im Stalle tot zu Boden fiel, weil er es ein wenig angestrengt, und ihm nicht, wie Herr Thaddäus, vor dem Ausreiten ein tüchtiges Stück mit Brammweir getränktes Brotes gegeben hatte, als ferner sich ein Pferdediebstahl in der Nachbarschaft ereignete, und Herr von Selersinski mehrere der gestohlenen Pferde gekauft hatte, in Untersuchung kam, da weigerten sich die Offiziere, länger mit ihm zu dienen; es wurde ihm unter die Hand gegeben, seinen Abschied zu nehmen, ja man flüsterete sich in die Ohren, nur der Einfluß seines Oheims, des Generals, habe von dem cher Noveu die Cassatio cum infamia abgewendet. Dieser wadere Mann nahm sich die Entwürdigung seines Kessens so zu Herzen, daß er bald darauf starb.

## Die Tierwelt des Mainzer Beckens und Untermaintals.

Einbürgerung neuer Arten. — Neuzzeitliche biologische Veränderungen.

Von Pfarrer **Wilhelm Schuster**, Mainz-Gonsenheim, Ehrenmitglied naturwissenschaftl. Gesellschaften.

Als Untermaintal darf die Mainstrecke vom Speßart bis zum Mainzer Tertiärboden gerechnet werden, genauer noch: vom Hanau bis Mainz. Das Untermaintal hat neben dem Mainzer und mittelhessischen Becken von Kastatt bis Mainz im Durchschnitt die höchsten Jahres-temperaturen in Deutschland.

Es ist das Schicksal der deutschen Tierwelt, daß die großen Arten immer mehr sich im Bestande verringern oder aussterben, während die kleineren und kleinsten Tiere an Zahl der Arten zunehmen, namentlich die Insekten.

In dem lehterschiedenen „Jahrbuch naturkundlicher Veröffentlichungen der Wetterauischen Gesellschaft für die gesamte Naturkunde (Sitz Hanau)“ habe ich der Verbreitung der großen stahlblaueflügeligen Holzbiene einen Aufsatz gewidmet. Dieses mehr als hummelgroße, tiefblaue Insekt ist ursprünglich ein südländisches und bei uns eingewandert. Da es im Gebiet des Untermaintals und namentlich in den Gärten der Städte Hanau, Frankfurt, Mainz, Wiesbaden schon nicht mehr selten ist, sobald nur das von ihm gern besogene Löwenmaul (das buntfarbige Gärtnerlöwenmaul) vorhanden ist, mag die statliche *Xylocopa violacea* bereits manchem unserer Leser aufgefallen sein. Die jetzigen Monate sind ihre Hauptflugzeit.<sup>1)</sup> Auch den schönen Lippenblütler *Salvia sclarea* besucht die große Holzbiene gern und sie macht sich die Arbeit leicht, indem sie die Blüten unten am Kelch durchbeißt und den Honig heraussaugt. Wir konstatierten das Vorrücken dieses Insekts auch im Lahntal, zunächst bis Gießen und dann auch bis Marburg, und stellten, wie *Kriebbaum* in Italien, für das warme Mainzer Becken eine doppelte Generation fest. Diese unsere Feststellungen sind auch in die letzten erschienenen neue Ausgabe von „Brehms Tierleben“ (IV. Aufl.

Bd. 11, Insekten) übergegangen, freilich ohne Autorangabe. Das nordwärts gerichtete Vorrücken des Insekts ist an sich nichts Merkwürdiges: Erstlich liegt fast jeder Tierart und besonders den Insekten der Trieb inne, sich auszubreiten und neues Wohnungsgebiet zu gewinnen; zweitens kommt die Tatsache hinzu, daß wir dauernd einer wärmeren Zeitepoche entgegengehen und schon in sie eingetreten sind, wofür außer geologischen Beweisen namentlich entomologische und ornithologische Anzeichen sprechen.

Interessanter noch ist die Einbürgerung der großen südländischen Laubheuschrecke *Ephippigera vitium* im Mainzer Becken und am Untermain. Ihr habe ich in den „Jahrbüchern des Nassauischen Vereins für Naturkunde“ (Jahrg. 59, Wiesbaden) eine kleine Monographie gewidmet und die bei uns vorkommende Form (Votaraße, mit braunen Fühlern) *Moguntia* benannt. Die Sattelschrecke war bisher nur aus südlicheren Gegenden bekannt, aus dem südlichen Mitteleuropa mit Ausnahme des größten Teils der Schweiz; bei Basel, bei Genf im Jura, bei Freiburg, Wien, in Kroatien ist sie beobachtet und auch schon bei Barr im Elsaß auf dem Gutleutrain und dem Bollenberg (dort von Prof. *Doederlein*) gefunden worden. Unsere Schrecke ist jetzt im ganzen Gebiete der Main-Rhein-Ede gemein, sozusagen; auch hat sie bereits schon das Volk kennen gelernt, und wie es so geht: Die rheinbessischen Weinbauern, diese geistreichen Menschen fränkischen Schlags, haben für Tiere, die ihnen auffallen, ihre Wiße und Namen; so nennt das Volk am Rhein die eingewanderte Smaragdeidechse „Grünader“, von der eingeschleppten Reblaus sagt es, daß sie aus dem Haar eines Sachsenhäuser Winzermädels gefallen sei, das schrecklichste Insektenlaster unseres schönen Landes, die Rheinschnaken — früher gleichfalls in der jetzigen erschrecklichen Menge bei uns unbekannt (Folge der Vogelabnahme!) — heißen „Pothännel“, und die Sattelschrecke hat der Volkswis „Scheerekliffer“ getauft und strichweise (so bei Kreuznach) auch „Herbstmoose“, was sonst zuweilen nur der „Threntitel“ für die beim Herbst des Weines nicht gerade sehr sauberen Winzerinnen ist. Die *Ephippigera* ist ein ausgesprochenes Herbsttier. Im August um Maria Himmelfahrt (15. Aug.) hört man den Singsang der ersten Vorzügler, an Septembertagen, den wonnigen blauen, tritt die Hochflut ein, Ende Oktober verschwindet sachte und mählich eine nach der andern; denn da heßt für sie alle das böse letzte Sterben an. Lieblingsplätze sind die warmen, trockenen Hänge des Mainzer Kieferwalds. Im Hochwald selbst fehlt sie gänzlich, falls nicht etwa Bodenholz ein Eindringen in das Baumrevier gestattet. Den vom Männchen produzierten Spermatorphor trägt in Form und Größe einer kleinen milchweißen Hafelnuß das Weibchen eine Zeit lang mit sich herum. Ein großer Teil des Tages wird, wie wir an gefangenen Exemplaren beobachteten, darauf verwendet, die Mandibeln zu putzen und die Fußklauen zu beleben.

Von Vögeln sind es zwei südlische Arten, die bei uns eingewandert und jetzt ganz festhaft geworden sind: Der *Girlitz* (*Fingilla serinus*) und der *Rotkopfwürger* (*Lanius senator*). Der *Girlitz* ist ja nunmehr bei Jung und Alt bekannt und manchmal stört er uns, wenn sein klirrendes Schleifen in den Gesang einer Schwarzmäule, der wir andachtsvoll lauschen, hineinplakt. Im „Vogeljahr“<sup>2)</sup> machte ich darauf aufmerksam, daß wir 1905 eine richtige Invasion des herrlichen Rotkopfwürgers im Rhein-Main-Gebiet erlebten, indem er an vielen Stellen zugleich auftrat, und seitdem habe ich ihn immer wieder gesehen. Als Fundstätten dieses stolzen Würgers, der seinen ehrenden lateinischen Beinamen „Senator“ wohl verdient, nenne ich die ganze Umgebung von Mainz, Gonsenheim, Erbenheim, Kastel, Fort Heilig-Kreuz, Pattersheim, Bischofsheim, Hanau, Hochstedt, Wachenbuchen, Bruchköbel, Nieder-Ilgheim, Windeden und Frankfurt selbst.

Auffallenberweise nimmt auch der große *Schwarzspecht* (*Picus martius*) in den Wäldern rings um die Wetterau zu. Von verschiedenen Seiten wurde die Zunahme der Lockfrähe berichtet, vom Hahnenkamm im Speßart, von Lich, Laubach, Büdingen, Gießen, von der Capersburg im Tonnus, von Friedberg, Offenbach, vom Mönchswald bei Naunheim, vom Lennestorf bei Mainz. Wo man den Schwarzspecht früher zum Teil vermischte, hat man ihn neuerdings gehört und gesehen. Woraus erklärt sich die

<sup>1)</sup> Der Artikel ist Mitte Mai geschrieben. D. Schriftl.

<sup>2)</sup> W. Schuster, „Vogeljahr, 20 Jahre Vogelbetrachtungen“, Verlag Käßkopf-Kornburg, Preis 5 Mt.

Zunahme des Vogels? Sie hat zwei Gründe, wie im ganzen Deutschen Reich. Der erste und hauptsächlichste ist der, daß heutzutage weit mehr Kiefern- und überhaupt Nadelhölzer angepflanzt und kultiviert werden als früher. Nadelholz wächst schneller, ist vielerorts einträglich als Laubholz (leider freilich nicht immer so schön!) und wird darum in unserer rationalen Zeit hauptsächlich bevorzugt. Der Schwarzspecht ist aber der Charaktervogel des Nadelholzes im allgemeinen und des Kiefernwaldes im ganz besonderen. Jede Vermehrung einer Pflanze zieht in der Regel die Vermehrung ihres Charaktertieres nach sich. Der andere Grund ist das Ergebnis ganz moderner Zeitströmungen, nämlich der Vogelschutzbestrebungen. Man hat angefangen, den Schwarzspecht zu schonen, und zwar von forstbehördlicher Seite aus, was in diesem Fall wesentlich ist. Man hat gelernt, daß die Schwarzspechte auch nützlich sind, und sieht in ihnen herrlich schöne Zierden der Wälder. Insbesondere die Lohträhne ist ein heimisches Naturdenkmal.

Nun zu den Säugern! Eine veränderte Lebensweise wird neuerdings bei verschiedenen Säugetieren im Mainzer Becken und Untermaintal wahrgenommen. Die neue (IV.), kürzlich erschienene Auflage von „Brehms Tierleben“, von dem bekannten Frankfurter Prof. D. zur Strafen redigiert, gibt beim Kaninchen die diesbezüglichen Feststellungen meines Bruders (Kais. Oberförsters Ludwig Schuster) wieder. Wir lesen dort Bd. 11, S. 32: „Unter dem Stichwort „Abänderung der Artgewohnheiten“ behandeln sowohl H. Otto-Mörs als Ludwig Schuster die weitestgehende, unsere ganze Naturanschauung berührende Frage: „Ist das wilde Kaninchen in der Gegenwart in einem Fortschritt vom Höhlenbewohner zum Freilandbewohner begriffen?“ (Die Frage wird bejaht.) Trotz idealer Kaninchenreviere sieht man sie andere Örtlichkeiten bewohnen als ihre natürlichen angestammten. Sie verzichten auf die Höhlungen. Die Baue sind leer. Die Frettierer treiben die Kaninchen unter Gebüsch und Strauchwerk auf. Unsere wärmere Zeitperiode mit ihren milden Wintern kann das Tier auf die Höhlungen verzichten lassen. „Aus alledem“, heißt es in Brehms Tierleben, „ergibt sich, daß das Kaninchen zum Schutze gegen die Witterung den Bau gar nicht mehr bezieht; eine andere Veranlassung, einen Bau aufzusuchen, hat es aber nicht. In Schusters Wirkungs- und Beobachtungsgebiet, der Oberförsterei Gonsenheim bei Mainz, wurden deshalb auch mit der Schwefelkohlenstoffmethode nur sehr unbefriedigende Erfolge in der Kaninchenvertilgung erzielt; dagegen stieß Schuster auf seinen Waldgängen mehr als einmal Kaninchen aus ganz freiem Lager, das genau einem Hasenlager gleich.“ Das Kaninchen ist Freiwohnner geworden.

Parallele Abänderung der Lebensgewohnheiten stellte ich meinerseits bei zwei anderen Nagetieren fest: beim Hasen und Eichhörnchen. Der früher mehr bekannte Waldhase scheint mehr und mehr zu verschwinden, statt dessen treffen wir den Buschhasen und namentlich den Feldhasen häufiger. Auch der Hase verzichtet also auf die Deckungen des Waldes. Andererseits wird das Eichhörnchen, der „halb-feurig gemantelte Königssohn im blühenden, grünenden Reiche“, nicht allein im Sommer, sondern gleich häufig und lebhaft auch im Winter bei uns gesehen. Mit anderen Worten: Eichhörnchen hat von der sonst üblichen Winterruhe im warmen Nest Abstand genommen. Mitten im Januar und Februar kann man *Sciurus vulgaris* über die schneelosen Waldwege im Maintal jetzt ebenso munter und vergnügt hin und her laufen sehen wie ehemals nur im Sommer.

## Hansjakob und die deutsche Volkskunde.

Mit Heinrich Hansjakob, dem Schwarzwälder Volksdichter, der Ende Juni ds. Jrs. starb, ist nicht nur einer der bedeutendsten Erzähler der deutschen Volksgeschichte dahingegangen, sondern auch ein Kenner und Vorkämpfer deutschen Volkstums, wie es wenige gegeben. In den zahlreichen Schriften dieses Bauernsprößlings, der als Professor und Pfarrer, als Politiker und Historiker stets gegen alle moderne Kultur für die ursprünglichen Schätze und Schönheiten des deutschen Volksgemütes gekämpft hat, ist ein Reichtum an volkstümlichen Beobachtungen aufgespeichert, der von höchstem wissenschaftlichen Wert ist. Die urtümliche Größe der alten Bauernhöfe, auf denen

die Schulzen wie kleine Fürsten hausen, die Frucht aller Volksfeste, die Armut der Volkslieder und -Sprüche, sie leuchten aus seinen Büchern unvergänglich hervor, und seine Erzählungen sind wie eine Sammlung bäuerlicher „Originalfiguren“, in denen ein besonderes, immer mehr verschwindendes Stück des deutschen Charakters lebendig festgehalten ist. „Nichts war mir von jeher lieber“, bekennst er einmal, „als der Umgang mit dem großen Naturkinde, Landvolk genannt. Ich habe aus diesem Umgang mehr Lebensweisheit und geistigen Lebensgenuß geschöpft, als aus all meinen klassischen und wissenschaftlichen Studien auf hohen und mittleren Schulen. Und nie habe ich mit leidiger Gelächelt, als da ich hörte, eine Dame habe gesagt: „Der Hansjakob könnte auch was Geschickteres schreiben als innarr nur von den dummen Bauern!“ Dieses hochnäsige Weibsbild hat in diesen Worten eine wahre Majestätsbeleidigung ausgesprochen gegen jenes Volk, das für den, der es kennt, wirklich von Gottes Gnaden ist. Im Bauernvolk leben Dichter von Gottes Gnaden, Dichter, die keine Schule besuchte und von dem allein ihre Gabe haben, der den Vogel auf dem Zweig hat singen lehren. Was hat ferner das Volk nicht geleistet an Poesie, Gemüt, Humor und Verstand in Liedern, Ortsnamen und Sprichwörtern. Unter den dummen Bauern gibt's Künstler und Künstlerinnen von Gottes Gnaden, die keine Kunstgewerbeschule besucht und doch mehr Farbensinn und praktischen Baugeschmack haben als mancher Kunstmaler und Architekt. Unter ihnen gibt's Redner und Philosophen, die mehr gesunden Menschenverstand und Lebensweisheit an den Tag legen, als die Redner und Philosophen von Fach und Studium.“ Erfüllt von dieser Verehrung des Volkes hat Hansjakob seine Schwarzwälder Heimat erschaut und erforscht und mit den Augen verstehender Liebe jede Einzelheit festgehalten, die von dem echten Bauernblut seiner „Walbleute“ und „Erzbauern“ Zeugnis ablegt. Besonders viel hat er für die Erhaltung der Volkstrachten getan in seiner Schrift „Unsere Volkstrachten“, die einen beredten, zu Herzen dringenden Aufruf zur Pflege dieser alten Schönheiten darstellt. Mit dichterischer Wärme spricht er von der Bedeutung dieser buntsfarbigen Volkskleidung und legt dar, wie sie eng zusammenhängt mit den alten Volkssitten und Volksfesten, deren Wiedererweckung ihm ebenso am Herzen lag. Hansjakob hat durch diese Schrift der ganzen Bewegung zur Erhaltung der Volkstrachten einen neuen Anstoß gegeben; einen schönen praktischen Erfolg erzielte er in seiner Heimat. Verschiedene Volkstrachtenvereine bildeten sich in Baden, und ein prächtiges Volkstrachtenfest, das am 4. Juni 1899 in seiner Geburtsstadt Haslach stattfand, zeigte, daß seine Anregungen auf fruchtbaren Boden gefallen waren. Den Dichter Hansjakob, der nur ganz wenig Vollenstedes, wie etwa die Erzählung vom „Bogt auf Mühlstein“, geschaffen hat, wird man vergessen; seine Schilderungen deutschen Volkstums, seine Sammlungen zur Schwarzwälder Volkskunde werden fortwirken, solange der Deutsche die uralten Überlieferungen seiner Heimatkultur hochhält.

## Umschau.

\* Die Schulzahnpflege ist im Bezirk des Unterlahnkreises in 38 Gemeinden eingeführt. Innerhalb Jahresfrist wurden in diesen Gemeinden 1448 Kinder auf franke Zähne untersucht und behandelt. „Nach dem Kriege muß die gute Sache wieder eifrig gefördert und auf sichere Füße gestellt werden“, erklärt der Kreisverwaltungsbericht. **Beeren sammeln ist Gewohnheitsrecht.** Der Landrat des Dillkreises erläßt folgende Bekanntmachung: „Das veröffentlichte Verbot des Beeren sammelns in den Haubergern der Gemeinde Dillbrecht gibt mir Veranlassung, die Herren Bürgermeister auf folgendes hinzuweisen: Bei dem Beeren sammeln handelt es sich um ein gewohnheitsmäßiges Recht der Bevölkerung, das mit rechtlicher Wirkung nicht durch eine Bekanntmachung in der Zeitung verboten werden kann, da eine formlose Bekanntmachung der Ortsbehörde kein Recht gibt, im Nichtbefolgungsfall Strafen festzusetzen. Mit dieser rechtlichen Wirkung könnte das Verbot nur im Wege einer den gesetzlichen Vorschriften entsprechend zustandekommenen Polizeiverordnung erlassen werden, der indessen, so weit das Sammeln reifer Beeren verboten werden soll, die erforderliche Zustimmung des Regierungspräsidenten ohne Frage verjagt werden würde. Ich erwache daher, für die Folge derartige Bekanntmachungen zu unterlassen.“